

# Die Seele unserer Armee und die soziale Rolle des Offiziers

Autor(en): **Guisan, Henri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **2 (1934-1935)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758890>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## **Die Seele unserer Armee und die soziale Rolle des Offiziers**

von Oberstkorpskommandant Henri Guisan  
Kommandant des 1. Armeekorps

*Rede, 1934 in verschiedenen Offiziersgesellschaften und öffentlichen Versammlungen gehalten.*

### I.

**E**ine ausländische politische Zeitschrift veröffentlichte im Dezember des vergangenen Jahres einen Artikel über die Neutralität der Schweiz, in welchem zu lesen stand: «Wir sind überzeugt, daß die Schweiz, da sie einzig und allein durch ihren eigenen Willen ein neutrales Land ist, diese ihre Neutralität nur aufrecht erhalten kann, wenn die nationale Armee der Aufgabe gewachsen ist, einen plötzlichen Einfall zum Stehen zu bringen, das heißt einen Überraschungsangriff, der mit äußerster Schnelligkeit so tief wie möglich in das schweizerische Gebiet hineingetragen wird. Alles in allem: die Neutralität der Schweiz ist so viel wert, als die schweizerische Armee wert ist.»

### *Ursprung*

Ein Volk verteidigt sich auf zweifache Weise: durch seine moralischen Kräfte, die sich in seiner vaterländischen Gesinnung ausdrücken, und durch seine materiellen Kräfte, die in seiner Armee zutage treten. Da ausländische Betrachter unsere moralischen Werte und die militärische Tradition immer wieder hervorheben, habe ich mir vorgenommen, einmal das Wesen, den Ursprung und die Auswirkung dieser Werte zu untersuchen.

Vorerst einen Blick auf den Ort unseres Ausgangs: Die Schweiz verdankt ihren Ursprung einem militärischen Bündnis: der

Brief vom 1. August 1291 ist nichts anderes als ein Offensiv- und Defensivpakt gegen den äußeren Feind. Aus ihm ist eine Nation, ihre Selbstregierung und die durch die Waffen erkämpfte Freiheit hervorgegangen, welche, «so Gott es will, in alle Ewigkeit dauern soll».

Für sein Dasein war das Waldstättenvolk zum Kampf bereit, ohne Hoffnung auf Hilfe, allein auf sich selbst vertrauend und auf Gott. Die Bauern und Hirten der drei Länder, umgeben von mächtigen Gegnern, hatten alle Folgen ihrer Tat erwogen, die von Mut und Kühnheit zeugte, aber auch eine Kriegserklärung war.

So stand an der Wiege der Schweiz der Krieg, er begleitete sie während der ersten Jahrhunderte ihrer harten Existenz (während der heroischen Epoche von 1291—1515, aber auch nach Marignano hörte ja der Krieg nicht auf), er gab ihr die Weihe, formte ihr Nationalgefühl, schuf die politische Einheit der Eidgenossenschaft, half die Unversehrtheit des Bodens wahren und den Frieden im Innern. Vor allem aber schuf er durch Sieg und Heimsuchung ein Volk, stark genug, um allen Stürmen, die Europa durchfegten, standzuhalten und der inneren Krisen, der politischen, sozialen und religiösen, Herr zu werden, der Wirren der Reformation sowohl wie der Katastrophe von 1798.

Die Armee ist also die älteste unserer Einrichtungen, jene, die sich am wenigsten verändert hat und am natürlichsten aus unserem Volke hervorgegangen ist: die Erstgeburt des Schweizervolkes!

Während langer Zeit war die Armee die einzige gemeinsame Institution der Kantone, der Ausdruck der eidgenössischen Solidarität. Die allgemeine Dienstpflicht war ein Gebot der zu verteidigenden Volksgemeinschaft. Die Armee stellt somit aufs trefflichste die nationale Einheit dar, das zusammenschweißende Element, nicht nur der Idee nach, sondern in Wirklichkeit.

### *Militärische Tradition*

Was die militärische Tradition der Schweiz vor allem auszeichnet, ist die Beharrlichkeit, mit der im Verlaufe ihrer Geschichte sich die wesentlichen Grundsätze aufrecht erhalten haben. Durch die obligatorische Dienstleistung bestimmt, haben sie unverändert die Wechselfälle der Jahrhunderte überdauert. Die Notwendigkeit, in jedem Augenblick bereitzustehen, verlangte schnellste

Mobilisation und Konzentration auf die bedrohten Punkte. Daher rührt die Verpflichtung eines jeden Soldaten, Ausrüstung, Montur und Waffen bei sich im Haus zu haben, was in keinem anderen Lande vorkommt.

Um den beständigen und sachgemäßen Unterhalt der Bewaffnung und Ausrüstung zu gewährleisten, brauchte es eine sorgfältige Überwachung und Kontrolle. Daher die Einrichtung der regelmäßigen Musterung (durch die Gemeinden, Amtsleute, Oberen). «Allzeit bereit» war das Losungswort. Aus diesen Musterungen sind unsere Waffen- und Ausrüstungsinspektionen hervorgegangen. Nebenbei gesagt sind sie auch ein wenig zum Gradmesser der Aktivität der Ehefrauen geworden. Denn im großen und ganzen sind sie es ja, die die Militärsachen «zurecht machen», Hosen, Waffenrock und Kaputt bürsten, sonnen, und mit Kampfer und Naphthalin gegen Schaben und Motten kriegen.

Die Leibesübungen der Jugend, die Instruktion der Männer, Schieß- und Exerzierübungen bereiteten die Truppen für den Krieg vor. Die Gesamtheit dieser Einrichtungen und militärischen Bräuche hat bis auf den heutigen Tag ihre Bedeutung und ihren Wert bewahrt.

Die allgemeine Dienstpflicht ist der Eckstein im Schweizerhaus geblieben. Heute, wie ehe und je, ist jeder Schweizer, der fähig ist eine Waffe zu tragen, verpflichtet zur militärischen Dienstleistung. Heute wie vor sechshundert Jahren hat der Soldat Waffen und Ausrüstung und allenfalls sein Pferd bei sich im Haus. Vorunterricht, Kadettenkorps, Jungschützen, Schützenvereine, Militärvereine gehen in direkter Linie auf die ursprünglichen Verhältnisse zurück.

Unsere Armee verkörpert also ein höheres Prinzip, das unsere Demokratie aus der Feudalzeit ererbt hat: die militärische Dienstleistung bedeutet nicht nur eine Pflicht, sondern sie ist auch ein Recht jedes Bürgers, das Zeichen des freien Mannes.

### *Sitten und Bräuche*

Diese Militärordnung nun drückt aber ihren Stempel auch dem Leben des Schweizers von Geburt an auf. Merkwürdige Bräuche haben sich bis auf unsere Tage vererbt: In einigen Kantonen, so in Bern, bedeckte sich die Mutter, um ihre Kinder zur Welt zu



bringen, mit dem Waffenrock des Vaters, was nach dem Volksglauben das Neugeborene gegen Krankheit feien und es zu einem tüchtigen Verteidiger des Landes machen soll. Bei der Taufe wurde anderswo der Zug zur Kirche von Soldaten angeführt. Selbst das Gehen des Zuges spielt im Volksglauben eine Rolle: kam er langsam vom Fleck, so prophezeite man dem Kind einen langsamen Geist. Aber es gab auch recht flinke Taufgänge, zumal wenn sie in Schlitten davonsausten wie in Davos. An manchen Orten, in Zug und Luzern, werden Salven abgeschossen.

Im Appenzell erhielt der Jüngling zur Konfirmation einen Degen. Heiraten durfte er nicht eher, als bis er eine Bibel und Waffen besaß. Im Kanton Zürich lud man zur Hochzeit in der Weise ein, daß man fünfzehn Tage vorher vor dem Haus des Eingeladenen Pistolenschüsse abfeuerte. Hochzeitszüge wurden nach militärischem Vorbild formiert; im Wallis, Tessin und Graubünden vereinigten sich der Zug der Braut mit den Frauen und derjenige des Bräutigams mit den Männern vor dem Kirchenportal. Zur Zeit der Pferdezeit im Aversertal ritten die jungen Leute zur Kirche, und hinter jedem Reiter saß noch ein Mädchen auf dem Rücken des Pferdes.

Geschossen wurde was das Zeug hielt aus Pistolen und Mörsern!

Die Totenwache stammt, wie ihr Name noch besagt, von einem militärischen Brauch her.

Der Rekrutierungstag war fast überall und ist auch heute noch ein Festtag, an dem Umzüge mit Fahnen und Musik veranstaltet oder Zusammenkünfte mit den Gemeindebehörden und Lehrern abgehalten werden (Aargau). Die Ausgehobenen schmücken sich mit Kokarden, Sträußen und Federbüschen, oft auch mit Bändern von der Farbe der Waffe, der sie zugeteilt worden sind. Die weißen Bänder sind denjenigen vorbehalten, die als untauglich befunden und dem Hilfsdienst zugeteilt worden sind. Einer, der «nicht zum Militär gekommen ist», spielt in unseren Dörfern und Bauernorten im allgemeinen nicht den Hahn im Korb. Heute noch bedeutet zum Dienste tauglich zu sein soviel wie das physische Zeugnis der Gesundheit; unsere jungen Mädchen wissen das recht wohl.

Im Bernbiet fahren die Rekruten auf Bernerwägelchen herum, mit Trommeln, Klarinetten und Handorgeln. In Graubünden ziehen sie hinter einer Trommel her zum Aushebungslokal.

Im Wallis wird von gewissen Gruppen die Fahne «ausgemacht». Derjenige, der keinen Wind im Geldbeutel hat und am meisten

dazu beisteuert, um die Fahne, die Ausfahrt und den Wein zu bezahlen, darf den Fähnrich machen.

\*

Die fremden Dienste fügten der Volkstradition neue Elemente und Kräfte hinzu. Durch mehr als drei Jahrhunderte verbreitete sich der heldische Ruf der Schweizer durch Europa und die Welt. («Au service de l'Autriche, on ne devient pas riche, au service de la France, on devient galant» hieß ein geflügeltes Wort). Immer galt der Schweizer Soldat als der lebendige Ausdruck der militärischen Ehre und der Eidestreue. Am 10. August 1792 gab der Sergeant Blaser auf der Treppe der Tuilerien, aufgefordert sich zu ergeben, die stolze Antwort: «Les Suisses ne rendent les armes qu'avec la vie.» In ihr liegt das ganze Geheimnis schweizerischen Heldentums, geadelt durch den Stolz auf die eigene Art.

Das wundervolle Zeugnis von Lamartine über den 10. August 1792 beleuchtet die beherzte und getreue Haltung der Schweizergardisten vor der Gefahr: «Ces hommes n'avaient pour armes que la discipline et pour opinion que l'honneur.» Sie hatten nicht den Opfermut von Patrioten, aber denjenigen des Soldaten.

\*

Aber die Armee hat weiterhin ihren Einfluß auch auf die Organisation der Jugend unserer Kantone ausgeübt, auf die «Knabenschaften» der alemannischen Schweiz, auf die «Gioventù» im Tessin und in Graubünden, auf die «Ledigen» von Glarus und die Jugendbünde des Waadtlands, auf die «Confréries» und «Abbays». Sie hatten eine durchaus militärische Organisation und eine strenge Disziplin, und etwas davon bewahren sie heute noch. Bewaffnet nahmen sie an den Festen des Landes teil wie die Bürger an den Landsgemeinden.

In diesem Zusammenhang sind auch die «Armourins» von Neuenburg zu erwähnen, einstmals eine mit Schwert und Hellebarde bewaffnete Garde zum Schutze des Marktes (15. Jahrh.); die Kadettenkorps, dessen ältestes das aargauische ist (1789), ferner die zahllosen Schützengesellschaften unseres Landes und endlich die Zünfte, deren interessanteste die Schützenzunft von Visperterminen im Saastal ist. Diese ehrwürdige Vereinigung geht auf das Jahr 1689 zurück, sie wird heute

noch befehligt von einem Schützenhauptmann, einem Leutnant und einem Weibel. Den Hauptmannsrank erwirbt man nur über die Stufen des Leutnants und Weibels. Es gibt zwei Kategorien von Mitgliedern, die «Brüder» und die «Candidaten». Um Bruder zu werden, muß man ein bestimmtes Schießresultat erreicht, «die Blume» geschossen oder bei einer Übung die höchste Punktzahl erobert haben.

Nur die Söhne von Brüdern werden in die Zunft aufgenommen. Seit 1698 hat man nur sechs zu Brüdern gemacht, deren Väter es nicht schon bereits waren. Oft dauert es Jahre, bis einer den Titel eines Bruders erreicht, gelingt es ihm aber nie, so ist das Anrecht, in die Zunft einzutreten, auch für seinen Sohn verwirkt.

Merkwürdig ist auch das Aufgebot zum Schießen: zehnmal im Jahre kündigt der Trommelschlag eines Tambouren am Sonntag nach der Kirche auf dem Dorfplatz das Schießen an. Nach Vesper schlägt der Tambour durch die zwei einzigen Straßen des Dorfes zur Sammlung. Nach einer Viertelstunde sind alle Schützen zur Stelle, und nun wird nach Kommando zum Stand abmarschiert, Trommler und Pfeifer an der Spitze.

\*

Seit dem Jahre 1400 bildeten sich in der Stadt Genf aus den Übungsverbänden der Bogen-, Armbrust- und Büchschützen Elitekorps heraus, auf die der Staat zählen konnte und in denen sich der eigentliche Geist der Stadt verkörperte. Gepflegt und betreut von einem Volke, das sein eigener Meister sein wollte, nahmen sie an allen Kämpfen teil und bildeten das einigende Band um alle Stände der Bevölkerung, weil alle in diesen Verbänden vertreten waren. Die Schießlust wurde ermutigt durch Preise in Gestalt von Zinn- geschirren. Wer den besten Schuß tat, wurde Schützenkönig. Diese Würde brachte bei den Büchschützen ein Geschenk von 1000 Gulden ein und zog auch die Befreiung von gewissen Steuern nach sich. Der Schützenkönig konnte sein Mehl abgabenlos mahlen lassen, durfte acht Fuder Wein zollfrei einführen und war vom Marktgeld befreit. Da man durch den «Königschuß» außerdem an die Spitze eines einflußreichen militärischen Korps gelangte, war er hitzig umstritten. Andererseits war die Last nicht leicht, die der Schützenkönig auf sich zu nehmen hatte durch all die Festmähler, zu denen er bei seinem Einsatze einladen mußte. Bei feierlichen Umzügen

schritt der König der Büchenschützen an der Spitze, hinter ihm der König der Armbrust, dem dann der König der Bogenschützen als dritter folgt. Im Jahre 1678 erscheint dann auch ein König der Musketiere. (Die Musketen waren den Büchsen sehr ähnlich, hatten aber einen gezogenen Lauf.)

\*

Auch bei unseren Volksfesten tritt das militärische Gepräge noch hervor. Das allerälteste Äplerfest, die Sennenkilbi, mit ihren Fahenschwingern, die den Höhepunkt des Festes bilden, ist seinem Wesen nach militärisch und reicht bis in die heroische Epoche zurück.

An eigentliche Militärfeste sei nur nebenbei erinnert: Pfeifer und Trommler in Basel; das Basler Reiterspiel, das aus der Reisläuferzeit stammt; die St. Barbara-Feiern der Artilleristen, die Pontonierfeste usw.

Die Kraft ehrwürdiger Überlieferungen festigt sich immer von neuem bei unseren alljährlichen großen Gedächtnisfeiern, bei der Morgartenfeier, an der Näfelerfahrt, die seit 1388 jedes Jahr stattgefunden hat, am Sempachertag, der seit dem 14. Jahrhundert alljährlich am Montag nach dem 9. Juli gefeiert wird und an dem man noch heute für die gefallenen Schweizer Soldaten betet, aber auch für die österreichischen Ritter.

Bei der Feier zum Gedächtnis der Schlacht am Stoß ertönt noch jedes Jahr wie einstmals vom Glockenturm von Appenzell herab das prachtvolle Kriegerlied: «Der Bär von Appenzell». Festliche Gedenktage sind auch den Schlachten von Dornach und St. Jacob an der Birs und der Genfer Escalade gewidmet.

Auch an den religiösen Festen ist unsere Armee ein wichtiges Element, bei den frommen Feiern wird ihrer besonders gedacht. Es sei nur an die Fronleichnamsprozessionen im Wallis, in Freiburg, Luzern und Graubünden erinnert, an denen die Armee in Uniform, heute wie in früheren Tagen, teilnimmt.

### *Künste, Dichtung und Musik*

Aber der Stempel, den der militärische Dienst den Sitten und Gebräuchen aufgedrückt hat, macht sich bei uns auch in den Künsten und in der Dichtung geltend.

Die militärische Architektur hat dem Antlitz der schweizerischen Städte und gewisser Landschaften besondere und charakteristische Züge verliehen: Schlösser aus der Feudalzeit; Stadt- und Ringmauern in Freiburg, Romont, Murten, Solothurn, Luzern; Gräben und Tore in Bern und Solothurn; die Veste in Aarburg und der Munot in Schaffhausen.

Die wundervoll geschmiedeten und ziselierten Waffen des 16. Jahrhunderts kamen aus der Hand wirklicher Künstler. Bei der Inneneinrichtung der alten Bürgerhäuser wurden unerschöpfliche Inspirationen aus dem kriegerischen Gepränge und dem militärischen Leben gezogen: man denke an die Schränke, Truhen, geschnitzten Tische, an die Öfen, deren kunstvoll bemalte Kacheln die Schweizergeschichte in Bildern zeigen, an die Schützenbecher, an die berühmten Wappenscheiben, auf denen bewaffnete Kriegergestalten und Bannerträger in prachtvollen Farben leuchten.

Die Skulpturen auf den Brunnen unserer Städte zeugen vom kriegerischen Sinn ihrer Urheber, fast immer sind es Standbilder von Helden, Heerführern und Bannerträgern, die einstmals die kriegerischen Tugenden verkörperten.

Malerei und graphische Künste schöpfen ihre Motive immer wieder aus den Kontrasten des Krieges (Holbein, Urs Graf, Manuel). Für das Studium der alten Kriegsausrüstungen und Uniformen bilden die schweizerischen Familienbildnisse die kostbarste Quelle.

Die Maler des 18. Jahrhunderts, Lory, Freudenberger, König, geben in ihren Stichen dem militärischen Leben einen ländlich idyllischen Aspekt. Die Uniformen der kantonalen Milizen und die roten Waffenröcke der in französischen Regimentern dienenden Soldaten harmonieren reizvoll mit den bunten Trachten unserer hübschen Bäuerinnen.

Die romantischen Maler des 19. Jahrhunderts geben kriegerische Szenen aus unserer Geschichte vor dem wilden Hintergrund der Alpen wieder. Die Realisten, die nach ihnen kommen, versuchen mehr das intime Leben unserer Soldaten darzustellen.

In unseren Tagen sodann hat das kraftvolle Genie Ferdinand Hodlers die Tradition des 16. Jahrhunderts wieder aufgenommen. Im Waffensaal des Landesmuseums erstand der Rückzug von Marignano zum gewaltigen Bilddenkmal.

Ein bedeutendes Werk hat uns die Mobilisation von 1914 hinterlassen: die Fresken von L'Eplattenier, die den Rittersaal des Schlosses von Colombier schmücken.

\*

Der Literatur haben die fremden Dienste manchen hervorragenden Schriftsteller geschenkt, unter anderen den General de Besenval von Solothurn (1721—1791), den Verfasser der «Mémoires de la cour de Louis XV» und der «Mémoires de soldats»; ferner den General Zurlauben von Zug, Geschichtsschreiber und Mitglied der französischen Akademie. Einer der echtsten und zartsinnigsten Lyriker der deutschen Schweiz, Gaudenz von Salis-Seewis, war Hauptmann in der französischen Schweizergarde.

In der schweizerischen Literatur unserer Tage nimmt die Armee einen wichtigen Platz ein. «Honneur et fidélité» von Vallière, «L'homme dans le rang» von Robert de Traz, «Sous le drapeau» von Charles Gos sind Werke von hohem Rang. Der Aktivdienst von 1914—1918 brachte eine reiche Ernte von Werken: «Croquis de frontière», «Point 510», «L'autre horizon», alle von Charles Gos, der uns auch kürzlich noch die sehr schöne Darstellung: «Les généraux suisses, commandants en chef de Marignan à 1914» geschenkt hat. Volkstümlich geworden ist der «Füsilier Wipf» von Robert Faesi, der große Verbreitung gefunden hat, wie auch die «Stillen Soldaten» von Konrad Bänninger, der «Befreier» von Weilenmann und viele andere Bücher dieser Art.

Vor allem ist der Einfluß des militärischen Lebens im Lied und in der Musik spürbar. Die Kriegslieder der alten Eidgenossen bilden zusammengenommen gleichsam das Heldenepos unseres Volkes. Das älteste dieser historischen Volkslieder: «Der Streit zwischen dem Löwen von Österreich und dem Stier von Uri» des Halbsuter erzählt die Schlacht von Sempach. Die Gebete vor der Schlacht, das rauhe Kriegsgeschrei, Taten der Schonung oder des Mitleids, die Siegesrufe, die Liebe zum befreiten Land folgen sich in wildem Wechsel in diesen lebenstrotzenden Strophen.

Das schweizerische Volkstheater, das Festspiel, ist nichts anderes als bis in unsere Tage vererbtes mittelalterliches Theater. Den größten Teil seiner Stücke, die meistens im Freien aufgeführt werden, entlehnt es der Kriegsgeschichte. Selbst wenn es sich um die Verherrlichung der heimatlichen Erde handelt, wie bei den Winzer-



festen, werden die Soldaten nicht vergessen: der Umzug wird eröffnet von einer Abteilung von Pikenträgern aus dem 16. Jahrhundert.

Gonzague de Reynolds dramatisches Gedicht: «La gloire qui chante», das im Jahre 1920 von Soldaten verschiedener Regimenter aufgeführt wurde, hatte einen Erfolg ohnegleichen und mußte mehr als hundertmal wiederholt werden.<sup>1</sup>

\*

Das Kriegslied ist die älteste Gedichtform der Schweiz. Die Nachrichten von den Kriegstaten wurden in Liedern übermittelt, die so an der Stelle unserer heutigen Zeitungen standen. Sie waren die einzigen Chroniken, in denen das Volk die Erinnerung an die vergangenen Zeiten bewahrte. Kriegerischer und religiöser Geist erfüllten sie zugleich. Vom 14. Jahrhundert an feierten die Eidgenossen ihre Siege, ihre Bünde und ihre Waffentaten in wuchtigen und trotzigen Liedern. Nicht wenige davon sind uns noch geblieben. Sie preisen die Erinnerung an die Taten in fremden Ländern, beklagen das tragische Geschick des Deserteurs aus Heimweh, sie besingen den Wein, die Mädchen, die Schönheit der Natur und den Tod des Soldaten. Die Soldaten bringen die Lieder in ihre Heimatgegenden, geben sie weiter in ihrer ganzen Lebensfrische und Ursprünglichkeit. Aus ihnen hat Hans in der Gand, unser nationaler Volkssänger, seine prachtvollen Strophen geschöpft. Dank seiner Nachforschungen hat die Armee in ihren Liederbüchlein die alten Weisen vereinigt als schönes Echo der Vergangenheit.

Während der Grenzbesetzung sind unsere Soldaten recht eigentlich die verlebendigenden Überlieferer unseres schweizerischen Volksliedergutes geworden. Soldaten singen gerne, und die Führer haben ihre Freude daran; Gesang und Heimatliebe sind eins. Viele Einheiten haben ihr eigenes Lied. Nicht die gelehrten Volkskundler, nicht der Heimatschutz, nicht die offiziellen Vereine zur Pflege

---

<sup>1</sup> Das hinderte gewisse Intellektuelle und notorische, sozialisierende Pazifisten, die weder Sinn für das Lächerliche ihres Gehabens noch für geistige Abstände haben, nicht daran, Skandalarufe zu erheben. Während die Moskauer die kriegerische Ausbildung aufs äußerste betreiben, Militärparaden abhalten, sollen unsere Soldaten und unsere Jugend nicht mehr das Recht haben, das Sempacherlied oder «Roulez-Tambours» zu singen!

des Volkliedes haben unsere alten Lieder wieder zum Leben gebracht und neue hervorgerufen, sondern allein unsere Soldaten. Sie taten es ohne Absicht, die Lieder der Väter tönnten wieder auf, weil man zusammen marschierte, sich gemeinsam mühte und gemeinsam ausruhte.

### *Volk und Armee*

Wir haben also gesehen, daß die Armee und die Nation einander im tiefsten durchdringen. Die Armee ist die Verkörperung des eidgenössischen Gedankens. Sie trägt ihn immer wieder ins Volk, das seine Armee liebt, weil es sich selbst wieder findet in ihr. Den Beweis dafür liefert es bei jeder Gelegenheit. Zu den Défilés unserer Divisionen strömen bis zu 50 000 Zuschauer herbei, um der Fahne ihre Anhänglichkeit zu bezeugen. Dieses Schauspiel erneuert sich jedes Jahr. In allen Kantonen werden die Truppen mit offenen Armen und Freudengrüßen empfangen.

Die feldgraue Uniform vermischt sich mit dem Leben des Bürgers, durchdringt seine Gefühle und haftet in den Herzen. Unter der Uniform werden die sozialen Unterschiede ausgelöscht; die Vorurteile verschwinden. Unter der Uniform gilt weder arm noch reich, weder Arbeiter noch Arbeitgeber, weder Bauer noch Städter, was gilt, ist allein der Soldat, der Mann, der seinem Lande dient! Kollektive Pflichten und individuelle Pflichten für das Wohl aller! Die gemeinsamen Anstrengungen, die Kameradschaft, die einfache Erfüllung der Pflicht, die Mühsale und Entbehrungen, die Stählung des Willens, die Selbstbemeisterung hinterlassen so tiefe Spuren, daß sie das zivile Leben nie ganz auszulöschen vermag.

Die Kaserne ist die Ergänzung der Schule. Die Gewohnheiten, die dort anerzogen werden: Ordnung, Pünktlichkeit, Disziplin erhöhen das Dasein und veredeln es. «Quand je les prends, c'est de la terre glaise, quand je les rends c'est du bronze,» sagte Oberst Bégoz, Instruktionsschef der Waadtländer Rekruten von 1819—1844. In der Kaserne arbeitet der Rekrut für einmal in seinem Leben nicht um Lohn. Nicht die brutale Gewalt ist das Ziel der Armee, sondern die Erziehung für ein Ideal. Viele Eltern wissen das und zählen auf die Rekrutenschule, die den Söhnen diesen oder jenen Fehler abgewöhnen werde. Die Staatsverwaltungen, gewisse industrielle oder Handelshäuser geben bei der Einstellung von jungen



Leuten jenen den Vorzug, die von der harten militärischen Erziehung durchgeformt worden sind. Jene andern, die aus merkantilen Gründen ihre Angestellten daran hindern Grade zu erwerben, und ihre Pforten denjenigen verschließen, die Dienstpflichten erfüllen, sind dafür jeweilen die ersten, die nach Truppenhilfe schreien, wenn irgend ein Tumult losbricht.

Allzuviele Leute verkennen noch vollständig das Ziel, das man in den Rekrutenschulen zu erreichen sucht: Herrschaft über sich selbst zum Wohle der Gesamtheit, der Gruppe, des Zuges, der Kompagnie. Was gibt es denn Schöneres als sich so seinem Lande darzugeben, wo ist weniger Egoismus als in dieser Solidarität und Kameradschaft ohne hohle Phrasen, die Männer zu einer Einheit verbindet! Gewiß, eine Rekrutenschule ist nicht immer sehr angenehm. Es gibt harte, ermüdende und entmutigende Augenblicke bei der intensiven Abhärtung und Durchbildung, der man unterworfen wird. Aber welche Genugtuung, wenn man befriedigt feststellt, daß die Schwierigkeiten besiegt worden sind, daß man seinen Körper zur Kriegstüchtigkeit gestählt und zu einem schmiegsamen und widerstandsfähigen Werkzeug gemacht hat, das man mit seinem ganzen Willen beherrscht. Und die Wiederholungskurse! Mit welcher Freude findet man hier wieder die alten Kameraden! Wie viele Bande werden geknüpft, die das Leben nicht mehr auflöst! Wie manches glückliche Zusammentreffen, selbst in der Landwehr. Wie manche glücklichen Heiraten sind dank der Grenzbesetzung oder eines Wiederholungskurses zustande gekommen. Ein abgesprungener Knopf oder eine gerissene Naht hat da oft eine recht schicksalhafte Rolle gespielt.

Es sei mir hier verstattet, einige Worte von Herrn Bundesrat Musy anzuführen:

«Je suis et serai toujours partisan d'une armée et d'un service militaire, car je suis convaincu que le service est une école de précision, de méthode et d'exactitude dont nos industriels, nos techniciens, nos fonctionnaires et employés ont profité, enfin une école de probité dont s'honorent toutes les professions. Et même si j'étais persuadé que jamais notre pays ne sera appelé à combattre, je serais encore partisan d'une armée. Il est bon pour un peuple de recevoir quelquefois l'enseignement du sacrifice. Je considère que le service militaire, la présence effective sous les drapeaux, est le complément indispensable de l'école pour la formation du citoyen. C'est pourquoi chaque année, lorsque je remets un certain nombre de millions à mon collègue chargé du département militaire, je le fais de grand cœur et sans regrets.»

Die alten Eidgenossen, von Grundsätzen durchdrungen, wie sie das Rittertum pflegte, betrachteten sich immer als Soldaten des Christentums: *m i l i t e s C h r i s t i*. Ihr Bannerzeichen ist ein Symbol des Glaubens. Das religiöse Gefühl, zurückhaltend und duldsam, ist wohl schwächer geworden, aber verschwunden ist es nicht. Um die so verschieden geartete Seele des Schweizersoldaten zu verstehen, muß man abseits gehen und ihn bei seiner Arbeit und bei seinen ländlichen Festen aufsuchen. Man muß seine Besitztümer kennen, seine alten Bräuche, seine Trachten und Lieder. Man muß in die Bauern- und Winzerhäuser und in die Alphütten treten. Man muß an einem Sonntag ländliche Gegenden durchstreifen; in der ganzen Schweiz ist das Knattern von Gewehren zu hören; aber es sind durchaus friedliche Schüsse: der Schweizer huldigt seinem liebsten Sport, dem Schießen. Er kommt seiner obligatorischen Schießpflicht nach, er übt für irgendein Bezirks-, Kantons- oder fürs Eidgenössische Schützenfest, wie seine Vorfahren einst mit der Armbrust, der Büchse oder Muskete.

Aber der schweizerische Geist enthüllt sich am schönsten in der Einsamkeit der Alpengegenden, im Leben und in der Arbeit unserer Gebirgstruppen. In dem schweigsamen Alpenlande stehen Reihen brauner Zelte, kleine Geschütze, Gewehrpyramiden, Maultiere weiden am Rande eines Gletschers. Während der Woche hält die Truppe ihre Übungen ab, schießt, macht Patrouillengänge, exerziert und erklettert die Gipfel. Am Sonntag ist Feldgottesdienst. Ein ländlicher Altar. Eine einfache Kanzel. Die Truppe, Gewehr bei Fuß, steht im Carré; die Fahnen in der Mitte flattern leis im Höhenwind. Der katholische Feldgeistliche liest die Messe, der protestantische hält seine Predigt. Die Zuhörer, braungebrannt, im Stahlhelm, knien nieder, singen, beten. Unter Trommelwirbel senkt sich die Fahne, um den Segen zu erhalten. Hier hat noch etwas den Zeitenwandel überdauert von der gottvertrauenden und gläubigen Seele der Soldaten aller Zeiten, des Schöpfers und Dieners der schweizerischen Eidgenossenschaft. Umgeben von dieser großen, unwandelbaren, ewigen Natur, fühlt man tiefer als anderswo die Festigkeit und Stetigkeit der Mission unserer Armee.

Die politischen Grundsätze der Schweiz haben sich seit 1798 verändert. Die Armee allein hat unveränderlich ihre Mission fortgesetzt, in Übereinstimmung mit der Geschichte und in Verbindung mit ihr. Ja, ich sage: dank der militärischen Institutionen l e b t d i e a l t e

Schweiz in der demokratischen Schweiz von heute weiter. Der Geist von ehemals hält sich aufrecht dank der Armee. Er bricht immer wieder durch in allen Äußerungen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens. Die gegenseitige Durchdringung des militärischen und des zivilen Lebens ist tagtäglich spürbar. Wovon sprechen denn die Bürger unter sich in Stadt und Land, in der Wohnstube und in der Werkstatt? Von Geschäften, von Politik, Sport, Kunst; gewiß, aber vor allem auch vom « Dienst » von den vergangenen Tagen unter der Fahne, die alle in einem großen Gedanken einigt, in der Liebe zur Heimat. In den Wirtshäusern lösen die Erzählungen von der Grenzbesetzung, von Manövern und Kasernentagen das herzlichste Lachen aus, unter dem sich eine tiefere Gemütsbewegung versteckt, weil in diesen Erinnerungen die frohesten Stunden der verflogenen Jugend beschlossen sind.

\*

Treten wir in eines unserer Bauernhäuser oder in eine Alphütte, so findet man ebenso viele Gewehre wie Männer darin. Das Gewehr, das der Staat dem Bürger anvertraut, ist Zeuge guter und böser Tage, ein äußeres Zeichen der Würde des Bürgers und des Vertrauens, das der Staat in ihn setzt. An der Wand hängt das Gewehr neben Waffen der älteren Zeit, oder neben Schützenpreisen, zur Seite der religiösen Bilder und der Familienphotographien. Es spricht von erfüllter Pflicht und hat damit seinen psychologischen Wert. Ein Beweis dafür: im Schafte eines Gewehres, das von einem alten Waadtländer « Carabinier » ins Zeughaus zurückgegeben wurde, fand man einen Zettel versteckt mit folgenden Worten, von rührender Einfachheit:

« A mon cher fusil! Atteint par la limite d'âge et en vertu d'un ordre irrévocable, tu dois me quitter et je dois me séparer de toi. Tu m'as été confié à la date mémorable du 4 août 1914 et, dès ce jour, tu as été avec moi pendant cette inoubliable mobilisation de guerre; nous avons fait ensemble plusieurs milliers de kilomètres par le beau temps, les fortes chaleurs, les pluies, la neige et le froid. Tu as été mon fidèle ami pendant les longues heures de faction aux frontières et ailleurs, jour et nuit. Je garde de toi un vivant souvenir et te donne un suprême adieu.»

Aber um etwas von diesem treuen Begleiter seiner Jugend zu bewahren, hatte er den Tragriemen abgenommen, um ihn an seinem

neuen Gewehre anzubringen. Eine Kleinigkeit, aber eine große Freude für den patriotischen Soldaten.

Sein Weihnachtspaket von 1914 ist noch intakt und wird wie eine Reliquie verwahrt; die rote Schachtel mit den weißen Kreuzen enthält noch heute das Dienstbüchlein, eine Schokoladenrolle, eine Rolle Biskuit «Sugnet», ein Päcklein Soldatentabak, eine blaue Packung «Mongoles»-Zigaretten und die Medaille zur Erinnerung an die Weihnachten an der Grenze.

Nichtssagende Tatsachen, vielsagende Lehren!

Andere, ergreifendere Beispiele vom Geiste unserer Soldaten: Kürzlich brach eine Feuersbrunst in einem großen Bauernhaus im Freiburgischen aus, das von einem Dragoner bewohnt war. Er hielt sich im obern Stocke auf und bemerkte das Unglück erst, als das Haus schon in Flammen stand. Sein erster Gedanke gilt seinem Pferd. Er stürzt sich zum Stall. Zu spät, der Stall ist in Flammen. Sein zweiter Gedanke gilt seiner Militärausrüstung. Er steigt wieder in das brennende Obergeschoß hinauf. — Verkohlt, neben seinem Säbel und seinem Karabiner liegend, hat man ihn aufgefunden.

Und 1918 — sah man da nicht jenen Füsilier aus dem Lötschental, den die Sturmglöcke zum Einrücken aufgeboten hatte, und der den ganzen Weg nach Thun, da die Eisenbahnen streikten, zu Fuß zurücklegte, um zu seiner Kompagnie zu stoßen. Welch schönes Beispiel soldatischer Pflichttreue!

Rührend ist gewiß auch die authentische Geschichte jenes Artillerie-Feldweibels, der, von einem Schlaganfall niedergeworfen, gelähmt und der Sprache beraubt, mit seiner rechten Hand, die ihm einzig noch etwas gehorchte, immer und immer wieder die Form seines Grad-Winkels auf den linken Arm zeichnet. Niemand versteht das Zeichen. Plötzlich erinnert sich die Mutter, daß der Mann oftmals den Wunsch ausgesprochen hatte, in den Militärkleidern begraben zu werden. Unverzüglich kleidet man ihn in seine Uniform. Tränen fließen über das Gesicht des Sterbenden. In seinen noch sprechenden Augen zeigt sich ein Freudenschimmer; er ist glücklich, daß man ihm seinen heißen Wunsch erfüllt hat. Am nächsten Tage war er nicht mehr.

Und in unserer nächsten Nähe. — Sahen wir nicht kürzlich in Morges, wie die waadtländischen Dragoner des 1. Regiments, die zum Ordnungsdienst aufgeboten worden waren, als «Abtreten» kommandiert wurde, ihre Helme abnahmen und spontan den «Schweizer-



psalm» anstimmten. — So ist die wirkliche Seele unserer Armee, und darum sind wir stolz, ihr anzugehören und solche Männer zu kommandieren. Es gibt ganz sicher Schatten auf diesem Bild; aber über den Schatten ist Licht. Die Menschen altern und gehen vorüber, aber die Armee muß ewig jung und lebendig bleiben, herausgehoben über die politischen Leidenschaften und die Kleinheiten des Alltags. Sie ist die Lebenskraft im Dasein der Schweiz. Durch sie lebt der Krieger von Murten im heutigen Füsilier weiter, durch sie ist der Soldat aus dem Waadtland verbrüdet mit dem Soldat aus Graubünden.

Eine kleine Armee ist unser, gewiß, aber sie ist stark durch die lebendige Überlieferung, die sie im Herzen und im Blute trägt. Sie führt in der Stille ihr großes Werk der nationalen Erziehung fort, ihre uneigennützig Mission, trotz der Irrtümer und Schwächen, die allem menschlichen Tun anhaften. «L'Armée comporte en elle-même sa morale, sa loi et sa mystique. Avoir pratiqué cette morale, affirmé cette loi, senti cette mystique, c'est avoir défendu en soi et autour de soi un des éléments vitaux du pays.» (Psichari.)

## II.

### *Die soziale Rolle des Offiziers*

Es ist unsere Pflicht, eifersüchtig darüber zu wachen, daß diese moralischen Werte nicht verloren gehen, denn ihre Bedeutung wird immer stärker ins Gewicht fallen:

angesichts der gegenwärtigen Verwirrung der Geister,  
angesichts der Bedrohnisse, die auf dem Lande lasten,  
angesichts eines Regierungschefs, der kürzlich in Genf in einer Versammlung sagte: «Sozialistische und kommunistische Arbeiter, verweigert den Militärdienst nicht, sondern lernt euch der Waffen zu bedienen, die man euch gibt, aber nicht um sie gegen eine fremde Armee zu erheben, sondern gegen den schweizerischen Faschismus, damit euch die Macht endgültig zufällt»,

angesichts der ebenso illusionären wie falschen Theorien des Internationalismus und anderer Utopien,

angesichts von Übeltätern, um nicht zu sagen, Verbrechern, die darnach trachten, in der Seele des Volkes das selbstlose Ge-

fühl des Patriotismus zu zerstören, eines Gefühls, das zusammen mit der Religion am stärksten den Menschen zum Menschen macht.

Die eidgenössischen Kammern haben uns kürzlich das Material, das wir verlangen mußten, bewilligt. Aber der Effekt des Materials hängt von dem Werte derjenigen ab, die es handhaben, von der Persönlichkeit der Kämpfer. Mit anderen Worten: der Soldat muß vertrauen können auf seine Waffe, auf seine Führer, auf seine Kraft und auf seine Kameraden. Darin liegt das Wesen des moralischen Zusammenhaltes. In den Subaltern-Cadres müssen einfache aber solide Begriffe herrschen, Rasse und Mut sich durchzusetzen. Bei den höheren Führern sind Kenntnisse, disziplinierte Nerven, Auffassungs- und Entschlußkraft, Psychologie und Optimismus nötig. In allen aber muß der Funke des Enthusiasmus glühen, im Sechzigjährigen wie im Zwanzigjährigen, wer keinen Glauben, keine Schwungkraft der Seele hat, ist wie ein welkes Blatt.

\*

Zwei Begriffe sind es, die ich hier noch untersuchen möchte: den moralischen Zusammenhalt und das Vertrauen bei den Soldaten sowie die Auffassung und die Psychologie des Führers. Dies veranlaßt mich, einen Blick auf die soziale Rolle des Offiziers zu werfen.

Verständigen wir uns zuerst über den Sinn dieses Wortes. In der Tagessprache hat das Wort «sozial» eine abweichende Bedeutung erfahren, es ist zum Aushängeschild einer politischen Partei geworden, die ihre politischen Sonderziele verfolgt. «Sozial» umschreibt indes alles, was zum Wesen der Gesellschaft und der Kollektivität gehört.

Es gibt manche Leute, die Tonfall und Ausdrucksweise ändern, wenn man ihnen von der «sozialen Rolle» spricht, die der schweizerische Offizier erfüllen kann oder erfüllen soll. Aber es gibt eben Realitäten, die so mancher glückliche Sterbliche nicht erfaßt. Man kann es ihnen nicht immer übelnehmen, daß sie so weltfremd sind und Angst vor den wirklichen Erfordernissen haben...! Hat nicht Napoleon einmal geschrieben: «Dreiviertel der Menschen beschäftigen sich mit den notwendigsten Dingen, nur wenn die Not sie dazu zwingt, aber gerade dann ist es zu spät».

Die Rolle indessen, welche der Offizier übernimmt, indem er seinen Zug, seine Kompagnie, sein Bataillon instruiert und aus-



bildet, ist eine ausgesprochen soziale. Sie ist aber äußerst vielfältig, das sei zugegeben, und ich beabsichtige, hier nur einen besonderen Teil derselben näher zu betrachten: jene soziale Aufgabe nämlich — mag es auch paradox klingen — die nichts zu tun hat mit der eigentlichen Ausbildung des Soldaten, sondern sich vor allem im zivilen Leben stellt.

Seit langem wird bei unsern französischen Nachbarn die soziale Rolle des Offiziers studiert, diskutiert und mit der dem französischen Wesen eigenen Begabung verwirklicht. In der «Revue des Deux Mondes» schrieb bereits 1891 der künftige Marschall Lyautey eine stark bemerkte Abhandlung, die den Titel trug: «Le rôle social de l'officier».

### *Blick auf die Geschichte*

Versucht man, einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen, so kann man feststellen, daß die Rolle des Offiziers sich mit den Epochen und den sozialen Anschauungen gewandelt hat. Im Altertum erscheint der Offizier — abgesehen von dem ganz großen Heerführer, dem Tribun oder Stammesführer — nicht in den Berichten, die uns überliefert sind. Handelte es sich nicht um Vertrauensaufgaben oder um Vorzugsstellungen, die ihnen eingeräumt wurden, so wird man nirgends bemerken können, daß Offiziere von Rang außerhalb des Dienstes bei ihrer Mannschaft eine entscheidende Aktivität ausgeübt hätten. Es ist indessen zutreffend, wenn gesagt wird, daß für bestimmte Stellen im Staat die Tatsache, Soldat im Heere Cäsars gewesen zu sein, eine genügende Empfehlung war. Lag nicht eine besondere Stärke des römischen Imperiums darin, daß es die Gebiete, welche an die Barbarenländer grenzten, mit ehemaligen Legionären, die sich in Kleinbauern verwandelt hatten, besiedelte?

In späterer Zeit dagegen erfährt die Rolle des Offiziers eine große Wandlung. Der Feudalismus hat als Führungsschicht die Abkömmlinge der adeligen Ritter zurückgelassen, aus der die Offizierscadres der späteren Zeit hervorgegangen sind. In der Schweiz deckt sich sehr oft die Grundherrschaft mit der Führungsschicht im Krieg. Es genügt, die Berichte über unsere historischen Schlachten heranzuziehen, um feststellen zu können, daß derjenige, der durch das Vertrauen der Taler an die Spitze gestellt wurde, zugleich dem Titel oder dem

Namen nach — *primus inter pares* — die Herrschaft über die Gebiete innehatte.

Nach und nach aber wird der militärische Dienst — in den fremden Regimentern — ein Geschäft: man holte sich Ehre, aber auch Gewinn im Dienste des Königs, ob es nun in Frankreich, Preußen oder England war. Der Offizier wird nun vollständig Herr und Meister über seine Leute, er kommt auf für ihre Kleidung, ihren Sold, ihre Nahrung. Er stellt sich mit ihnen dem Gegner und setzt Leben, Gesundheit und Vermögen aufs Spiel. Durch dieses Leben, das ganz auf der Treue zum Offizier beruhte, sind mannigfaltige und mächtige Bande zwischen Soldaten und Offizieren geknüpft worden, die auch in den tragischen Stunden der Revolution nicht zerrissen werden sollten. Man muß allerdings dabei im Auge behalten, daß der Soldat, wenn er einmal aus dem Dienst entlassen und zu seinem häuslichen Herd zurückgekehrt war, keine Berührung mehr mit seinem Offizier hatte.

Nach der Revolution bekam der Offizier (die ehemaligen Cadres waren zum größten Teil emigriert) den Charakter eines *Funktionärs*. Der Staat bemächtigt sich des Unterhalts der Truppe, der Offizier ist nur noch der taktische und strategische Führer seiner Mannschaft. So groß nun auch die Aufopferung und Selbstverleugnung der Offizierscadres auf den Schlachtfeldern ist, im zivilen Leben wirken sich diese Tugenden kaum in spürbarer Weise aus. Die pensionierten, auf Halbsold gesetzten Offiziere, grauköpfige Haudegen, halten wohl gute Nachbarschaft und sympathisieren miteinander, aber sie denken nicht daran, ihre Kräfte zu vereinigen, um die Anerkennungen zu erhalten, auf die sie ein Recht haben. Bei uns hingegen, in unserem — trotz allem — traditionalistischen Land, bleibt der Offizier der Erbe der großen Überlieferung: nach ihm wenden sich die Blicke und die Hoffnungen im Augenblick der Gefahr. Der Offizier aber interveniert hier ebensowenig wie anderswo im zivilen Leben für seine Soldaten. Wenn es früher keine zivile Tätigkeit des Offiziers im eigentlichen Sinne gab, so muß bedacht werden, daß sein soziales Wirken sich durch seine Stellung als «*primus inter pares*» gleichsam automatisch vollzog.

\*



## *Der Offizier als Erzieher*

Eine erzieherische Rolle von allergrößtem Ausmaß wird dem Offizier durch die *a l l g e m e i n e D i e n s t p f l i c h t* anvertraut, da sie ja die ganze Nation zwischen seinen Händen hindurchgehen läßt, ohne Rücksicht auf alle politischen und religiösen Auffassungen. Er kann daher ein wundervoller Förderer sozialen Handelns sein, wenn er von seiner Mission durchdrungen, von Liebe zu den Bedürftigen erfüllt ist und die Pflichten erkennt, die allen Führenden der Gesellschaft auferlegt sind.

Hat der Offizier das Prestige, das er früher besaß, bewahrt? Hat er sich angepaßt, auf die Gefahr hin, sonst den Einfluß und die indirekte Lenkung der Angelegenheiten des Landes zu verlieren? Hat er sich vor allem angepaßt unter Bewahrung der gleichen allgemeinen Grundsätze, Richtungen und Ziele? Erfüllt er seine Rolle? Sicherlich unvollständig, weil er dafür zu wenig vorbereitet ist; und wenn er dazu noch fähig wäre, so ist das Bewußtsein von seiner sozialen Mission viel zu wenig wach, die Idee wird in seiner Erziehung und bei der Ausübung seines Mandates zu wenig betont.

Andererseits ist aber die Zeit unter der Fahne von viel zu kurzer Dauer. Der Offizier lernt seine Leute zu wenig kennen und kümmert sich zu wenig um ihre Persönlichkeit. Dennoch ruht die erste Pflicht des Offiziers in der Schaffung und Pflege der Solidarität. Außerhalb jeder sozialen Erwägung, rein vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, muß gesagt werden: eine weniger ausgebildete Truppe, die man gut in der Hand hat, ist mehr wert als eine besser ausgebildete Truppe, die man nicht so gut in der Hand hat.

Was gepflegt und entwickelt werden muß, ist das «soldatische Herz»; das will sagen, der Offizier muß seine Leute lieben und sich ihre Zuneigung erobern. Das heißt nichts anderes als eine Geistes- und Herzensgesinnung muß erworben werden, und viele Offiziere sind davon glücklicherweise durchdrungen.

Es genügt durchaus nicht, sich nur mit dem Handwerkszeug des Militärs abzugeben, Geschützen, Gewehren, Pferden, sondern man muß sich vor allem um den Menschen kümmern, der mit ihnen umzugehen hat. Was würde man von einem Kavallerieoffizier sagen, der seine Pferde aufs gründlichste kennt, ihre Fehler und Untugenden, ihr ganzes Signalement, der aber nicht einmal die Namen seiner Leute wüßte, geschweige denn etwas von ihrer sozialen Stellung? Das Erste

und Wichtigste ist, daß man die Menschen kennt, die einem überbunden sind.

Meine Funktion als Präsident der «Schweizerischen Nationalspende» hat mir mancherlei Not und Elend bei den Soldaten und in den Soldatenfamilien vor Augen geführt! Und immer wieder hat es mich erstaunt, wie wenige Einheitskommandanten die Lage ihrer Leute kennen. Wie oft hätte ein Rat, eine Aufmunterung, eine Hilfe vieles gegen manches unglückliche Geschick ausrichten können! Die Existenzschwierigkeiten, der Egoismus, der aus dem Lebenskampfe entspringt, das Unverständnis gewisser Arbeitgeber haben mir viele klägliche Mißstände handgreiflich vor Augen geführt. Ich beabsichtige nicht, alles was in der Nachkriegszeit versagt hat, zu analysieren, vom Kriegsgewinnler und Drückeberger bis zum rehabilitierten Refraktär! Aber gewisse Feigheiten, die begangen worden sind, lassen die Enttäuschung verstehen, der man da und dort begegnet . . . Aber auf der andern Seite wieviel Aufopferung! Trotz der Vorzüge der fremden Armeen, findet man doch in keinem Söldner- oder stehenden Heer diese Treue, diese uneigennützig und anspruchslose Hingabe, wie man sie bei uns trifft. Als Beispiel dessen, was sich tun läßt, will ich die soziale Aktivität eines mir bekannten Kompagniekommandanten darlegen und zeigen, mit welchen Mitteln er den Kontakt mit seinen Leuten außerhalb des Dienstes aufrecht zu erhalten suchte.

Da er die Notwendigkeit fühlte, sich auf die gegenwärtigen Verhältnisse einzustellen, wo Tag für Tag danach getrachtet wird, durch eine hinterhältige Propaganda den militärischen Geist und die Disziplin zu zerstören, hielt er sich an den Grundsatz, daß eine Kompagnie, die wir ja Einheit nennen, ein wirkliches Ganzes sein müsse mit ebensoviel innerem Zusammenhalt und Einklang wie äußerer Unterordnung und Mannszucht. Wenn der Krieg von unseren Kampfgruppen, von unseren Zügen und Kompagnien, diesen Zusammenhalt verlangt, so muß er auch außerhalb des Dienstes existieren.

Der Krieg hat in der Tat die Einheit der Kampfgruppen gezeigt als wirkliche soziale Zellen. Die Kriegshandlung ist die Funktion eines sehr komplexen Ganzen, einer spezialisierten Technik, die zusammenarbeitet mit individuellen Kraftanstrengungen.

Was jener Kompagniekommandant nun unternahm, war die Bildung von «Gegenzellen» gegenüber dem kommunistischen Einfluß.

Sein Ziel war, die Verbundenheit außerhalb des Dienstes und die Kameradschaft unter den Soldaten, die zu ihren häuslichen Geschäften zurückgekehrt waren, aufrecht zu erhalten. Nach der ersten engeren Fühlungnahme mit seiner Kompagnie während eines Wiederholungskurses zeichnete er sich in großen Zügen das Programm vor, nach welchem er handeln wollte, und ging dann daran, es Tag um Tag zu verwirklichen. Die Punkte seines Programmes waren:

1. Nichts soll im zivilen Leben vorkommen, von dem der Kommandant nichts weiß, vor allem nicht, wenn es sich um Schlimmes handelt.
2. Die Kompagnie ist sozusagen nicht entlassen, sondern hat nur Bewilligung, während 11 Monaten und 17 Tagen Zivil zu tragen!
3. Die militärische Eingliederung muß im Zivilleben weiter dauern als praktische Verwirklichung jener im Dienste so viel gerühmten Kameradschaft.

Um zu seinem Ziele zu gelangen, mußte er nicht nur in allen jenen Fällen eingreifen, die ihm gemeldet wurden, er mußte vor allem darnach trachten, über alles auf dem Laufenden zu sein. Nach der monatelang durchgeführten Arbeit einer ausdauernden Korrespondenz — Glückwunschbriefe, Kondolationen, Empfehlungsschreiben usw. — mußte er bemerken, daß es auf diese Weise unmöglich war, das Wichtigste zu erzielen, nämlich den lebendigen Kontakt. Deshalb gründete er eine Art von z i v i l e m V e r e i n in seiner Kompagnie. Das sollte ihm die Mittel in die Hand geben, um die besten Elemente zusammenzufassen, sie intimer kennenzulernen, in Verbindung zu bleiben mit ihnen und eine Art von ständiger Belehrung und Erziehung durchzuführen, um den Korpsgeist zu pflegen. Aber auch das konnte ihm noch nicht genügen, da er ja nicht nur in Verbindung mit seinen Soldaten bleiben und ihnen zeigen wollte, daß nichts, was sie taten, ihm fremd oder gleichgültig war, sondern er wollte ihnen auch in ihrem zivilen Leben tatkräftig zur Seite stehen. Deshalb rief er mit Hilfe seiner Offiziere B ü r o s f ü r S t e l l e n v e r m i t t l u n g u n d j u r i s t i s c h e A u s k ü n f t e ins Leben. Aber auch dadurch wurde die ständige Verbindung noch nicht völlig verwirklicht. Durch den brieflichen Verkehr konnte nur eine kleinere Zahl der Leute erreicht werden. Er gründete deshalb eine Z e i t u n g, deren Lektüre jeden Soldaten in die Lage versetzte, mit seinem Kommandanten in Berührung zu bleiben. Daraus ergab

sich denn auch bei den Soldaten gleichsam ein moralischer Zwang, dem Kompagnieverein anzugehören und die Zeitung zu abonnieren.

Diese verschiedenen Punkte bildeten aber nur die äußere Verwirklichung seines Programmes. Die innere Verwirklichung geschah:

1. durch Zirkulare an die Offiziere,
2. durch Listen, die am Ende des Wiederholungskurses über jeden Mann aufgesetzt wurden,
3. durch die Schaffung einer Soldatenhilfskasse, deren einzige beitragende Mitglieder die Offiziere der Kompagnie waren,
4. durch Aussetzung eines Preises für den besten Soldaten, der jeweilen am Ende jedes Wiederholungskurses mit einer kleinen Zeremonie demjenigen Soldaten verliehen wurde, der sich durch die ganze Dienstzeit hindurch als der beste ausgezeichnet hatte,
5. durch Zirkulare an diejenigen Soldaten, welche in die Landwehr übertraten,
6. durch Subventionen an alle aus der Kompagnie, die deren Farben bei Wettkämpfen verteidigen.

Auf solche Weise konnte dieser Kommandant mit großem psychologischen Sinn seine Kompagnie außerhalb des Dienstes lenken und betreuen. Eine solche soziale Aktivität, eine solche Aufopferung verdienen wohl bekanntgegeben zu werden, zum guten Beispiel für andere. Entspricht sie nicht überdies auch dem wirklichen Geiste unseres Dienstreglements? Wenn Sie das Dienstreglement öffnen, so finden Sie unter Ziffer 12: «Der Einheitskommandant ist der Erzieher seiner Einheit, er formt sie zu einer geschlossenen Truppe. Sein Einfluß vor allem ist bestimmend für soldatische Haltung, Disziplin und Korpsgeist. Dem Einheitskommandanten kommt der ausschlagende Einfluß in allen Angelegenheiten seines Unteroffizierskorps und seiner Mannschaft zu. Auch außer Dienst sollen sich seine Untergebenen an ihn wenden können und in ihm ihren Ratgeber und Vorgesetzten sehen.»

Unter Ziffer 24, wo von den Dienstartikeln die Rede ist, finden wir folgende Stelle: «Sie sollen untereinander rechte und treue Kameradschaft halten. Sie sollen in und außer Dienst Anstand und Pflichtgefühl beweisen und für die Armee und ihren Truppenteil Ehre einlegen.»

In seinem Bericht an die eidgenössischen Räte über den Aktivdienst von 1914 bis 1918 sagt der General in dem Kapitel, das über

den Geist der Armee handelt: «Die vaterländische Begeisterung der Armee kann nie groß genug sein. Im Kampfgeist einer Armee verbindet sich die vaterländische Begeisterung mit jenem soldatischen Geist, der die Bedingung für den inneren Zusammenhalt bildet und in dem sich das gegenseitige Vertrauen von Mann zu Mann, vom Soldat zum Offizier und vom Führer zur Truppe spiegelt. Darin ruht selbst in Friedenszeiten der moralische Wert der Armee. Der innere Zusammenhalt muß für alle künftigen Zeiten das Kriterium unserer Kriegsbereitschaft sein.»

### *Versicherung*

Und nun noch ein Wort über die *Militärversicherung*: Wieviele Einheitskommandanten wenden sich an die Militärversicherung, um Auskünfte über ihre Untergebenen zu erhalten oder zu liefern? Wenn sie mit ihr in Verbindung sind, so ist das meistens nur deshalb, weil sie ausdrücklich aufgefordert werden, Erhebungen über einen Patienten unter ihren Soldaten zu machen. Kümmert man sich wirklich genug um den seelischen Zustand der Militärpatienten? Die Ärzte, die sehr wohl in der Lage wären es zu tun, vernachlässigen sie diese Sorge nicht etwas zu sehr, die doch oft von großem Einfluß auf den Gesundheitszustand ist?

Wird nicht vielfach zu leicht in die Hausbehandlung eingewilligt? Wieviele Kranke, die schlecht wohnen, sich schlecht nähren und sich selbst überlassen sind, haben kein anderes Mittel, um der Langeweile und der Trübsal zu entgehen, als sich ins nächste Wirtshaus zu setzen. Aus Mangel an Pflege zieht sich das Übel hin und verschlimmert sich. Wäre der Kranke in einen Spital evakuiert worden, so hätte er dort moralischen Halt und jede Pflege für seine rasche Wiederherstellung gefunden. Die Ärzte der Militärversicherung haben zu wenig Gelegenheit, ihre Kranken zu sehen, weil sie zu sehr durch das Studium von Akten in Anspruch genommen sind. Wieviel Unzufriedenheit, wieviele Konflikte und Mißbräuche würden vermieden durch persönlichen Kontakt, durch eine Untersuchung, die sich nicht nur auf das Medizinische, sondern auch auf den Gemütszustand und die materiellen Verhältnisse erstreckt, kurz, durch eine mündliche Auseinandersetzung, die den Patienten über die Motive und Umstände dessen, was man anordnet, unterrichtet!

Die Entwicklung der Sozialwerke, speziell der Versicherungen,



hat eine Mentalität geschaffen, die es früher nicht gab. Sie hat das Gefühl für Rechte und Ansprüche geweckt und das Gefühl für die Pflicht erstickt. Sie vernichtet das individuelle Interesse, der Mann wird zu einer Kontrollnummer.

Der Ausdruck *Militärversicherung* sollte verschwinden, er schafft Verwirrung. Es handelt sich vielmehr um ein eidgenössisches Hilfswerk zugunsten von verletzten und im Dienst erkrankten Soldaten, das angewendet wird in den Grenzen der gesetzlichen Vorschrift. Das Gesetz sollte auf Grund der seit 1901 gemachten Erfahrungen und nicht nach politischen und demagogischen Erwägungen revidiert werden.

Die schweizerische Nationalspende ist berufen, in besonderen Fällen dort einen Ausgleich zu schaffen, wo zu schroff angewandte Gesetzesparagrafen die öffentliche Meinung zu verletzen scheinen.

### *Schule und Armee*

Es ist klar, daß alle diese «Auffüllungen» der in den militärischen Geist geschlagenen Breschen nur eine Ergänzung dessen sein können, was in der Familie, in der Schule, im militärischen Vorunterricht getan werden muß. Vor allem im militärischen Vorunterricht sollte die moralische, gesinnungsmäßige Erziehung eine viel größere Rolle spielen. Im Volk und in der Armee muß der gleiche Geist und der gleiche Wille zur Verteidigung des Landes herrschen. Am Beispiel von Italien und Deutschland, wo die Jugend durch beständige sportliche Übungen und militärischen Vorunterricht zum Stolz auf die Uniform erzogen wird, wäre manches zu lernen. Diese ganze Erziehung hat nicht nur militärische Bedeutung, sie übt einen tiefen Einfluß auf das Zivilleben aus und bringt darin den Geist der Ordnung, des Pflichtgefühls, des Opfermutes und den Kultus der Leistung zur Geltung.

Die soziale Rolle des Offiziers wirkt sich ferner in den Militärvereinen aus. Wenn die politischen Parteien vergessen, daß über allen persönlichen Streitereien und Parteibüffeleyen die Idee des Vaterlandes steht, so ist es den Militärvereinen, welche für die Überlieferungen des Landes mit der Disziplin des Soldaten eintreten, vorbehalten, es ihnen zum Bewußtsein zu bringen. Sie werden immer wissen, daß es heilige Güter gibt.

Auch in unseren Schießständen, wo Selbstbeherrschung und Konzentration geübt wird, wie auch in allen unseren sportlichen Vereinen, sind unsere Offiziere in der Lage, den nationalen Geist zu pflanzen, den Sinn für Ordnung und Leistung zu wecken, am schönsten und fruchtbarsten vor allem, wenn sie den Beruf des Lehrers ausüben.

Es gibt unglücklicherweise Lehrer, die erbitterte Gegner der Armee sind. In Zürich ist es sogar vorgekommen, daß Lehrer ihre Kinder daran hinderten, sich ein vorbeimarschierendes Bataillon anzusehen. Von solchen verkehrten Aposteln wird eine Generation junger Antimilitaristen herangezogen, die mit Aberwillen in die Rekrutenschule eintreten werden. Wenn einer von ihnen dann Dummheiten begeht, so wird er bestraft, der wahre Schuldige indessen bleibt unbehelligt. In unserem Staate existiert die allgemeine Schulpflicht; die Kinder sind gezwungen, die Schule zu besuchen. In unserem Staate existiert aber auch die allgemeine Dienstpflicht, und die gleichen Kinder, zu Männern herangewachsen, sind bei Strafe des Gefängnisses gehalten, in Treue zur Fahne zu stehen. Logischerweise hätte der Staat aber kein Recht, zur Verhängung dieser Strafe, wenn er durch seinen Leichtsinne zum Besuch von Staatsschulen zwingt, in welchen zur Mißachtung der Fahne und des patriotischen Gefühls erzogen wird.

Wollen wir loyale Soldaten, dann braucht unsere Jugend Lenker, die ihnen den Weg der Pflicht und der Ehre weisen und die Heimatliebe in ihnen erwecken. Wir brauchen heute einen *s y s t e m a t i s c h e n v a t e r l ä n d i s c h e n U n t e r r i c h t*, damit die moralischen Werte, die ich am Anfang dieser Darlegungen aufgezeigt habe, nicht verkümmern und verloren gehen. Glücklicherweise haben wir eine mächtige Mehrheit von Lehrern, die in unserer Armee als Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten aus vollem Herzen Dienst getan haben oder noch Dienst tun. An sie wende ich mich und fordere sie auf, den guten Samen zu säen und den ihnen anvertrauten Kindern die Heimatliebe und die Achtung vor der Armee einzupflanzen. Den kantonalen und Gemeindebehörden möchte ich sagen: erleichtert den Lehrern die Erfüllung ihrer militärischen Dienstpflicht, legt ihnen keine Widerstände in den Weg, wenn sie sich höhere Grade erwerben wollen, sondern ermutigt sie dazu, denn es liegt im Interesse des Landes.

\*

Alle diejenigen, die unter dem verbrecherischen Einfluß des Sowjetgeistes und eines falschen Pazifismus darnach trachten, die Armee zu verkleinern und zu schwächen, wissen, daß sie damit den Einsturz unseres Schweizerhauses herbeiführen würden. Nicht nur die politische und territoriale Unabhängigkeit unseres Landes, nicht nur sein einziges Verteidigungsmittel, die bewaffnete Macht, wären ins Mark getroffen, sondern tiefer noch unsere Bräuche und unsere Sitten, unsere Originalität, die physische und moralische Gesundheit unseres Volkes und das geistige und sittliche Erbe von Jahrhunderten.

Alle, die unsere Armee hassen, hassen sie, weil sie der Inbegriff der Gegenwehr ist, die Mauer, an der sich die bolschewistische Welle von 1918 brach; weil sie den utopischen Träumen den Wirklichkeitsinn entgegensetzt, dem Klassenkampf den Geist der Treue, der Brüderlichkeit, der Volksgemeinschaft und im Notfall ihre Macht. Von allem, was auf unserem Boden gewachsen ist, hat die Armee die tiefgründigsten Wurzeln. Wer sie ausreißt, reißt die halbe Erde mit, so sehr sind Scholle und Wurzeln verhaftet.

Die revolutionäre Mystik ist nicht das, was sie zu sein vorgibt; sie bereitet die Jugend durch eine methodische Korruption zur Gleichgültigkeit gegen das Vaterland vor und will sie widerspenstig machen gegen alles, was sie ihm schuldet.

Angesichts dieser geistigen Verwirrung müssen wir unsere Augen auf die Geschichte richten und nach den Lehren fragen, die sie uns gibt. Darum habe ich auch den Geist der Vergangenheit heraufbeschworen. Und was er uns sagt, ist nichts anderes als: *i m m e r u n d a l l e r o r t s z u e r s t S c h w e i z e r z u s e i n*. Das will besagen: wir müssen der revolutionären Mystik und jenen, die unser Land in einer anonymen kommunistischen Weltorganisation ertränken wollen, den Mythos der ewigen Schweiz gegenüberstellen, so wie er aus der Tat der Bauern von Uri, Schwyz und Unterwalden am 1. August 1291 seinen Ursprung nahm, zu der sie sich zusammenfanden, allein, auf sich selbst gestellt, auf Gott und ihre Kraft vertrauend.

(Übersetzt von W. M.)